

Mit Musikern um die Häuser zu ziehen ist stets ziemlich anstrengend. Mit einem hawaiianischen Musiker durch die Kneipenszene Kauais zu ziehen ist fast schon mörderisch. Wenn dieser Musiker dann auch noch Michael Barretto heißt, dann geht das Ganze definitiv an die Substanz. Nach zehn solcher nächtelanger Tage waren wir gottfroh, endlich in den sonnengeschützten Hängematten seines tropischen Gartens am Ufer des träge dahinfließenden, mattsilbrig schimmernden Wahiawa-Flusses auszunüchtern. Barretto, der mit seinem buschigen Campaneroschnauzer aussieht wie der letzte Überlebende des Robbensterbens, ist so eine Art Mann, bei dessen Betreten eines New Yorker Subway-Wagons alle Ganoven freiwillig Messer und Knarren abliefern. Mit seiner Stimme, die an den keuchhustenden Teufel erinnert, dirigiert er mich in das klare, eiskalte Flusswasser – mithin der einzige Ort, an den er seine herrlich zerschrammte Gitarre nicht mitnimmt. Die Bilder dieser reichlich absurden „Magical Mystery Tour“ tauchten vor meinen Augen auf: Kauais anachronistische Hippie&NewAge-Tantra&Tibet-Kiff&Kerouac-Barszene; schräge, abgefuckte Liveschuppen mit chemieverstrahlten Dropouts inmitten raufstürzender Eingeborener; dann die beruhigenden, regnerischen Nachmittage im Musikstudio des Ex-Lynard Skynard- und Allmann Brothers-Producers Casey Havens, bei dem Michael zur Zeit seine erste CD „Any Island Breeze“ einspielt; die sonnigen Momente im weißen, weichen, warmen Sand des Strands von Poipu, wo wir über Frauen, Hawaii, die Musik, Gott, die Welt und den offenen G-major-7-Key-Slack-Schlüssel redeten; seine irrlichternen Vollmond-Rockgigs im vollbesetzten Beach-Pavillon des Lydgate State-Parks; ziemlich halluzinogene Housewarming-Parties in der esoterisch-südkalifornisch besetzten North Shore-Zone; seine wöchentlichen Pflichtauftritte vor texanischen Golfrentnern in den öden Lobbybars der noch öderen All-Inklusive-Resorts. Als wir nach einer Stunde zurückkehrten, war im Garten die Hölle los. Und aus guter Miene wurde schnell beste Laune. Auf den Bänken hatten es sich halbnackte Männer bequem gemacht. Sie imponierten mit wirren, graustruppigen Korkenzieherlocken der Marke Don King, reichlich rampo-

DIE HULA BLUES BAND UND TAJ MAHAL

Autor: Wolf Reiser

nierte Zahnreihen, die an umgefallene Grabsteine eines stillgelegten Friedhofs erinnerten und derart schrägschielen, matten Blicken, die man sonst nur vom Abschlussfest des Oktoberfests her kennt. Worauf Berufsethnologen und Reiseschriftsteller meist vergeblich warten, hatten wir hier frei Haus: eine Delegation der „verbotenen Insel“ Ni‘ihau, der letzten, urhawaiianischen, mythenstrotzenden, von etwa 250 Menschen bewohnten Insel, die 27 km südöstlich von Kauai liegt. Großes Hallo, hoch die Bierdosen, raus mit den Gitarren und Ukuleles und dann wurde gejammt bis sich die Wilden kurz vor Einbruch der Dämmerung wie auf Kommando erhoben, um sich schwankend wie Kamele auf ihre Piratenjolle aufzumachen. Sie hinterließen eine bemerkenswerte Leere und einen noch bemerkenswerteres Gebirge aus zerknüllten „Keystone-Light“-Büchsen.

Michael Barretto ist Gründungsmitglied jener famosen „Hula Blues“-Band, die zusammen mit Taj Mahal im Sommer 1999 eine umjubelte Europatournee absolvierte. Die Aloha-Botschafter spielten in Galerien, Kirchen, Jazzclubs, Schlossruinen, Bierkellern und Zirkuszelten und allerorts entglitten selbst hartgesottene Pop&Rock-Kritikern hymnische Formulierungen über diesen „lockeren Haufen, der mit wunderbaren, funkelnenden Songperlen überrascht“. Sie feierten die „lustvolle Ahnung des ewigen Sommers“, das „seelenvoll-groovende, entspannt-polynesische Miteinander“, ein „entrücktes, gemeinsames Hinweggleiten“ und ein „unvergessliches, fröhlich festives, sehnsüchtig-sentimentales Happening.“

Auch für mich gehörten ihre Konzerte in München, Ulm und Ludwigsburg zu echten Highlights. Als Zeremonienmeister agierte ein wie selten aufgeräumter Taj Mahal, ein halbes Jahrhundert Musikgeschichte, eine Legende des wahren Blues, Freund und Musikerkollege von Lennon, Dylan, Clapton, Jagger und Ry Cooder oder den Greatful Dead. Wie ein Fidel Castro der Weltmusik verkörpert dieser charmeversprühende Hüne mit seiner havannageräucherten Bourbonstimme die Wahrhaftigkeit, Leidenschaft und Authentizität des Blues. Über 30 CD's belegen das Lebenswerk des Grammy-Award-Preisträger von 1998. Und um ihn herum zupfte, hämmerte, schrammte und blies der kunterbunte, spielfreudige Haufen aus Hawaii und verwandelte selbst schwäbisch-calvinistische Kleinstädte für zwei Stunden in ein sündiges Südseeparadies. Mahal lebte ja zwischen 1981 und 1995 zurückgezogen als Farmer und Viehzüchter auf Kauai und wollte Abstand vom ewigen Touren und vom Studiostreß gewinnen. Wie gehörig das schiefging, erzählt mir Barretto beim obligaten abendlichen Rohfischsalat: „Es war im Mai 1983. Ich lag mit Suzannah, meiner Frau am Strand von Poipu. Plötzlich fliegt mir eine Frisbeescheibe an die Birne. Und dann steht da ein schwarzer Riese vor mir mit Panamahut, Bluesbrothersbrille, ne fette Zigarre im Mundwinkel und ein Grinsen so breit wie das Mississippidelta. Tach, Mahal, sage ich, ich kannte ihn ja von den Plattenhüllen. Na gut, zuerst spielen wir Frisbee, kommen ins Reden, bald geht's um Musik, dann sitzen wir abends bei ihm zuhause, ich hole meine Ukuleles, wir spielen und spielen und ich hole

meinen Bass und wir spielen weiter und im Morgengrauen hole ich mein Boot und wir fahren raus. Mann, wir haben an diesem Tag den Pazifik leergefischt, wir konnten am Ende kaum noch stehen vor lauter Fischen. So begann das und seit diesem Tag kam Taj, wenn immer er Zeit und Lust hatte zu mir. Nach und nach lernte er die andern Jungs kennen. Fast alle der 25 Hulaband-Songs entstanden hier.“

Im Gegensatz zum Profimusiker Barretto (45) haben die andern „Jungs“, - wir reden ganz nebenbei von stolzen Mitfünfzigern - ganz normale, bürgerliche Berufe. Fred Lunt aus Honolulu makelt viel zu erfolgreich mit hawaiianischen Immobilien und hat für seine vierköpfige Familie ein gigantisches Hacienda-Chateau mit Bauhaus-Elementen mitten im tropisch-wuchernden Dschungel oberhalb Waikikis erstanden. In Oahu gilt Fred als der Homer der Steel Guitar. Niemand sonst spielt dieser urhawaiianische Instrument so süß und gefühlvoll und niemand kann es so hingebungsvoll beschreiben. Schon wie er mit seinem ironisch-schüchternen Schmunzeln die antike Art-Deco-Rickenbacker aus dem Kasten packt hat eine musische Dimension. Dann legt er sie zärtlich, wie ein zu wickelndes Baby auf die Oberschenkel, fährt mit dem runden Metallstab leicht vibrierend über den Steg und zupft mit den über die Fingerkurppen gestreiften Stahlkrallen die Saiten. „Ich liebe den Sound der Steelguitar. Ich halte sie für das emotionalste, seelenvollste, ehrlichste Instrument. Wie kaum ein anderes drückt sie wahre, tiefe, schmerz- wie freudvolle Gefühle aus. Die Steelguitar, sagt man bei uns, ist die Poesie des Windes. Du musst sie ganz bescheiden spielen. Sie soll ja nur die Stimme und die Hauptmelodie begleiten, variieren und die Lücken füllen, gewissermaßen die Geschichte zwischen den Zeilen erzählen. Man kann das vielleicht mit den zarten Farbtupfern der Impressionisten vergleichen.“

In diesem Moment zerrt Pancho Graham, gelernter Zimmermann und Musikprofessor seinen von Surfboards eingeklemmten, sarggroßen Kontrabass von der Ladefläche des Pickup. Pancho sieht exakt so aus, wie sich die alleinreisende Hawaiitouristin ihren Wellenprinz ausmalt. Sein musikalisches Revier ist Kauais freakige North Shore,

wo er zwischen Folklore, Samba, Hardrock, Blues und Klassik auf Beerdigungen, Parties und Tanzveranstaltungen alle Bedürfnisse befriedigt. Sein Hula-kumpel, der Realschullehrer, Musikdozent, Bürgerrechtler und Ukulelespieler Pat Cockett aus der immerhin 5000 Einwohner zählenden Inselhauptstadt Lihue bleibt im Wagen sitzen. Sein Ohr gehört dem regionalen Radiosender, der in halbstündigen Intervallen das Auftauchen und Anrollen des ultimativen Surfs meldet. Fred, Pancho und Pat liegen auch musikalisch auf einer Wellenlänge: sie bilden den Stamm der arrivierten Band „Napali“, deren CD „Pacific Tunes“ seit Jahren zu den erfolgreichsten Hawaiis gehört.

Als letzter an diesem Morgen trudelt Wayne Jacinto ein, der Slack-Key-Gitarrist der Mahal'schen Hula Blues Band. Wenn Bescheidenheit einen zweiten Namen tragen sollte, dann böte sich seiner an. „Gottseidank weiß der gar nicht, wie gut er ist. Und wenn er es wüßte, würde er es abstreiten“, charakterisierte ihn Taj Mahal damals im Münchener Tollwood-Backstage-Bereich. Ob dieses Multitalent malt, dichtet, fotografiert, monatelang an Skulpturen herumfeilt, aus Treibholz oder Hurrikanwaldresten filigranste Gebrauchsobjekte gestaltet oder eben seine Instrumente spielt – er tut es mit einem begnadeten Talent und einer unpräzisen Hingabe. Typisch für ihn ist es, wie er zur Hulaband stieß: „Ich saß genau hier im Garten bei Michael und wir spielten hawaiianische Lieder. Einer seiner Freunde saß da auch rum, hörte zu und stellte ein paar Fragen nach hawaiianischen Stilen, Griffen, Techniken. Irgendwann schnappte er sich meine Gitarre und legte einen unglaublichen Blues hin, Corina, Corina hieß der Song. Ich sackte zurück und meinte, Mann, das ist ein Hammer, von wem ist denn das? Daraufhin schaute er mich sehr, sehr lange an, schaute Barretto lange an, beide schauen mich lange an und dann vergeht eine kleine Ewigkeit, bis Michael sich räuspert und ihm beruhigend auf die Schulter klopft und meint, dass alles okay wäre. Ich würde wirklich nur hawaiianische Musik kennen, sonst nichts. Und so wurden Taj und ich Freunde.“

Im Sommer 1986 trat Taj Mahal zum ersten Mal auf der Jet-Set-Insel Maui mit seinen neuen Hulabrüdern auf. Es folgten Gigs in Honolulu mondäner Blaisdell-Arena und in der stimmungsvollen Open-Air-Shell am Ostende Waikikis. Der Durchbruch gelang ihnen auf der Blues&Cruise-Tour ein Jahr später. Sieben Tage lang kreuzte ein Schiff durch die Karibik und an Bord jamten auf allen Decks rund um die Uhr Bluesgrößen wie John Mayall, Luther Allison, die Zydeco-Elite aus New Orleans und eben auch Taj Mahals Hula Blues Band. Eine bis dahin noch nie gehörtes Zusammenspiel von Steel Guitar, Slack Key-Gitarre, Tenor-, Bariton- und Liliu-Ukulele, dem rauchigen Rhythm&Blues-Sex Mahals („love me in the sunshine baby and from moon to moon“) und dem stampfenden, akkuraten Beat seines jahrzehntelangen Stammdrummers Kester Smith aus Grenada eroberte die Herzen der Bluesaficionados.

Darunter befand sich auch die Bremer Musikproduzentin Petra Hanisch, die in spontaner Begeisterung vorschlug eine CD einzuspielen. Diese wurde tatsächlich im Mai 1997 in den „Messenger“-Studios auf Kauai produziert, kletterte bald bis auf Platz 2 in den „World Music“-Charts, hielt sich dort wochenlang und rief Hollywoods Studiobosse auf den Plan: für den Soundtrack der Südsee-Liebesromanze „Sechs Tage, Sieben Nächte“ mit Harrison Ford steuerten die Hulablueser drei Songs aus der CD bei.

Auch die internationale Musikkritik rezipierte die Songs dieses außergewöhnlichen Albums mit Hochachtung und lobte die gelungene Mischung aus afrokaribischem Sound, Ragga, Blues, Kalypso und den exotischen, polynesisch-hawaiianischen Klängen. Der harte Südstaaten-Blues Mahals bildete dabei das ideale Gegengewicht zu dem für westliche Ohren oft zu süßlichen, faltetbetonenden Hawaii-Sound, der sich zwischendurch wie verirrt, alpines Weihnachtsjodeln anhört.

Aber stets stand er wie ein Fels vor seiner „family“. Als beim ausverkauften Warm-Up-Konzert im Juni 1999 in Sydney einige der 15000 Zuschauer nach seinen alten Hits verlangten, brach er mitten in einem Stück ab und meinte: „Wenn ihr glaubt, dass ich eine

menschliche Musikbox bin, macht besser schnell eine Fliege. Wir machen hier hawaiianischen Hulablues und es wäre besser zuzuhören.“

Die hawaiianische Musik unterliegt häufig großen Missverständnissen. Die originäre Musik der Inseln erfuhr seit den Zwanzigern durch Hollywoods Hang zu peinlichem Südseekitsch eine unseelige Renaissance. Die großen Film- und Musikstudios, nassforsch-dümmliche Broadway-Dilettanten und marodierende Bigbandkapellmeister nutzten die vermeintliche Erotik des Hulatanzes und den süßen, weichen Sound der Instrumente, um die schwülen, neurotischen Table-Dance-Spießergelüste ihrer nordamerikanischen Klientel zu bedienen. Konsequenterweise zupften und klimpern also maskenhaft-starr lächelnde Eingeborene unter Palmen herum, während die Stard&Stripes-Kolonialdamen und -herren in Hängematten schnarchen oder einen Strohalm in eine mit Pinacolada gefüllte Kokosnuss steckten. Das zog sich hin bis zu Elvis „Blue Hawaii“-Schmonzette, der „Meuterei auf der Bounty“-Verfilmung, in der die polynesischen Frauen endgültig zur servilen Strandsklavin umdefiniert wurde und bis zu den debilen Beachhits der Marke „Coconut Willy“ aus der Feder eines Jack De Mello. Auch das fernweh-beseelte Nachkriegsdeutschland reihte sich da ein und nölte in aloha behemdet-enthemmter Faschingslaune: „Es gibt kein Bier auf Hawaii“.

Doch der wahre Zugang zu Hawaiis Musik und zum Mythos des Hula ist so kompliziert und komplex wie eine Zeitreise in den Südpazifik des Jahres 750 n. Ch. Solange zurück reichen die Wurzeln dieser hoch-priesterlichen Musik, des elitär-heiligen Gesangs, der anfangs nur dem reinen Götterkult und Gottesdienst gewidmet war. Jahrhundertlang galt dem gesungenen Wort die primäre Bedeutung, während der begleitenden Musik die Aufgabe der Beschwörung oder bestenfalls Beschwingung zukam. Sie funktionierte dabei mit sich ständig wiederholenden Tönen, dem rhythmischen Beat der mit Haifischhaut überzogenen Trommeln oder dem Rasseln von mit Kieselsteinen gefüllten Kürbissen oder Kokosnüssen. Parallel dazu bewegten sich die Hula-Tempeltänzerinnen mit den typischen, fließenden,

zärtlichen und wogenden Gesten und Bewegungen, mit denen sie die Quintessenz ihres Wissens, ihrer Lebens- und Naturerfahrung, ihrer Visionen und Wahrnehmungen ausdrückten.

Nach 1000 Jahren Einsamkeit tauchte Captain Cook auf und in seinem Schlepptau verbreitete sich der Mayflower-Puritanismus so rasch wie die importierte Syphilis. Die biederen Protestanten langweilten die Einheimischen zum einen mit monotonem Singsang und endlosen Predigten über einen unbekanntem Gott, dessen gekreuzigter Sohn ausgerechnet Erlösung verheißen sollte. Andererseits verboten die neuen Herren den Hawaiianern ihr gottloses Spielen, Singen und Tanzen. Michael Barretto, der mir viel Profundes über Kultur und Geschichte erzählte, gewinnt dieser Zensur nicht ganz ironiefrei eine positive Seite ab: „Unsere Poeten und Songwriter waren also ab 1820 dazu gezwungen doppeldeutig zu werden, den Sinn der Worte zu verdrehen, Metaphern zu finden, Phantasie zu entwickeln. Unsere Väter sangen von einem schönen Berg in schöner Natur, meinten aber dralle, nackte Brüste. Sie sangen von einer himmlischen, süß duftenden Blume, meinten aber den Schoß der Geliebten. Die weißen Missionare verstanden Berg und Blume und waren glücklich und wir hörten die pure Erotik und waren noch glücklicher. So hat diese Art Doppelmoral immerhin unsere Poesie bereichert.“

Pat Crockett und Wayne Jacinto hocken im meditativen Schneidersitz im Gras und stimmen ihre Ukuleles, diese winzigen, viersaitigen Gitarren, deren Klang an eine Zither erinnert. „Könnte gut sein, dass einer meiner Vorväter diesen Spingfloh aus Madeira mitgebracht hat“, meint Wayne. „Die Ukuleles stammen ursprünglich aus Portugal und wurden von Vertragsarbeitern in den Zuckerplantagen ab 1850 nach Hawaii gebracht.“

Die Menschen - aus Portugal, Mexiko, Puerto Rico, China, Japan oder den Philippinen - kamen und gingen, aber ihre Instrumente blieben hier und wurden von der enormen Musikalität Hawaiis absorbiert. Taj Mahal, der globetrotzende Weltmusiker ist überzeugt, dass „sich die unglaubliche Musikerdichte der Inseln nur noch mit der auf Jamaica

und Trinidad vergleichen lässt“. Neben der 1905 in Honolulu erfundenen Steel Guitar steuerte Hawaii im letzten Jahrhundert dem globalen Fundus ein weiteres Instrument bei – die Slack-Key-Gitarre. Genüsslich krault sich Pat Crockett im Bart und streichelt danach bedächtig über die Saiten: „Slack the key bedeutet den Schlüssel am Gitarrengriff zu lockern. Unser größter Musiker, Gabbi Pahinui, hat mir vor Jahren gezeigt, wie man dadurch noch nie gehörte Töne spielen kann und ganz spezielle Resonanzen erzeugt. Ich kenne kein Instrument, bei dem sich der Soul, das Gefühl, dein Herz, deine Seele so direkt in deine Fingerspitzen wandert. Die Slack Key klingt einfach magisch, unendlich sanft und airy.“ Dafür erntet er ein gespielt-mitleidiges Lächeln von Fred Lunt. „Am liebsten spiele ich die Slack Key im Fingerpicking-Stil zusammen mit Freds Steel Gitarre als back up, so ganz knapp an der Hauptmelodie vorbei. Du spielst mit dem Daumen die Basslinie und begleitest parallel diese Melodie mit den andern Fingern. Damit erzählst du eine zweite Story und schaffst so ein weiteres Feeling. Solche Vibes können nur aus Hawaii kommen.“

Und kurz darauf sitzen sie alle wie Kinder im Kreis zusammen unter der schattenspendenden Krone des uralten Umbrellabaums im Gras neben dem Fluss, haben ihre Instrumente gestimmt, die Zeit abgestellt und legen los. „Jeder Hawaiianer kennt irgendwie jedes hawaiianische Lied. Und jeder empfindet dasselbe. Es ist wie ein magisches Band, das uns alle zusammenhält“, meint Barretto und dann surft er hinaus in den Klangozean aus Ukuleles, Gitarren und Kontrabass. Ich schließe meine Augen, lehne mich zurück und dann segele ich davon wie ein Blatt in der Brise, fühle mich unendlich leicht, unbeschwert, heiter... „I’m hanging out at Barretto’s, Man, the music is sweeter than it’s ever been for me and you, love me like you do, oh sweet mama give me the new hula blues...“

Man kann die Musik Hawaiis, ob alt oder modern eigentlich nur mögen und verstehen, wenn man einige Zeit mit dem Meer, der Sonne, dem Regen, den Tagen und Nächten, der Natur und den Menschen Hawaiis verbracht hat. Am Abend, nach einem Surfausflug in

die Hanalei Bay, kommt die Sprache nochmals auf die 99er Tournee. Wayne meint: „Ich hatte ja immer mein Kauai im Herzen. Ich kenne ja sonst fast nichts. Und speziell Deutschland stellte ich mir wie eine einzige, potthässliche Industrielandschaft vor. Doch Taj zeigte uns die Berge, die Farmen, die Wälder und am Ende hatten wir eine unglaubliche schöne Zeit.“ Michael Barretto erinnert sich an Rotterdam, wo der Beginn des Konzerts mit dem Ende eines Fußballspiels zusammenfiel. „Das war eine Gewalt, wie ich sie noch nie gesehen habe, Hooligans, Polizei, eine brutale Schlacht. Und dann ging Taj plötzlich ans Mikrophon und beendete diesen Bürgerkrieg mit ein paar coolen Worten. Am andern Tag bekamen wir vom Bürgermeister eine Kiste Champagner.“ Fred lacht: „Wisst ihr noch, in Weimar, wo uns nach dem Konzert in der Bar so ein angesoffener Naziochse provozierte und sagte: Hey, ihr Halbneger da, ihr seid doch aus Amerika? Und wie wir dann alle, inklusive unseres Vorzeige-New Yorkers Taj wie aus der Pistole geschossen antworteten: „Aber nein Milchbubi, wir sind aus Hawaii!“

INFO – KASTEN:

Für Februar/März ist auf Kauai eine 2. Taj Mahal&Hulablues-CD geplant. Für Juli 2000 ist eine Deutschland- und Europatournee geplant

Musiktips:

Taj Mahal and the Hula Blues
(normal im Handel erhältlich)

Napali Pacific Tunes
(bestellen über lunt@cbpacific.com)

Michael Barretto Any Island Breeze
(erscheint März/April 2000,
bestellbar über
sparrow@hawaiian.net
oder <http://kilohana.com/>
dies ist auch der Zugang zur Taj
Mahal und Hulablues-Website)

Weiterhin findet man in gut sortierten CD-Stores in der Regel unter der Rubrik „World-Music“ Israel Kamakawiwo‘ole besser bekannt als Brother Iz z.B. die wunderschöne Live-CD: „The Man and his Music“

Gabbi Pahiuni und seine
„Sons of Hawaii“,

darunter auch der legendäre
David „Feet“ Rogers
„Music of Old Hawaii 3 CD’s

Cindy Combs
„Land of Endless Summer“
Slack Key-Virtuosin